

Chloe Keill

CHICAGO LAND
VAMPIRES



ROMAN

.digital

LYX

EIN BISS ZU VIEL

»Es gibt einen, wenn deine Träume zu einem Ersatz für das wahre Leben werden.«

Das tat weh, aber ich verstand, was sie meinte. »Das werden sie nicht. Das ist nicht die Sorte Traum. Es ist nur ... sie lassen mich ihm näher fühlen.« Und der Preis dafür waren nächtliche Panikattacken und schweißgetränkte Klamotten.

»Nun, wenn es noch mal passiert, dann musst du eben mit Catcher reden. Die Prüfungen fangen jetzt an.«

»Jetzt?«, fragte ich erstaunt. »Ich dachte, du hättest noch eine ganze Woche Zeit.«

»Simon wollte gerne ein Überraschungsmoment einbauen«, sagte Mallory, und ich konnte mir vorstellen, wie sie dabei Anführungszeichen in der Luft machte. »Die Prüfungen durchlaufen mehrere Phasen. Er wird mich mit einem Problem konfrontieren, und ich muss es lösen. Ich werde nach Hause rennen und in meinem kleinen Chemielabor etwas zusammenbrauen. Dann muss ich wieder raus, und Runde zwei beginnt. Er wird mir Fragen zu den Schlüsseln stellen, und ich muss die Schlüssel einsetzen, um das Problem zu lösen. Und dann geht alles von vorne los. Da kommt ein riesiger Berg an Aufgaben auf mich zu.«

Die Schlüssel waren die vier Unterteilungen der Magie, die die Hexenmeister bildlich darstellten, indem sie einen Kreis viertelten. Diese Symbolik war für Hexenmeister so bedeutsam, dass Catcher sich die vier Schlüssel auf den Bauch hatte tätowieren lassen.

»Nun, wenn du mir nicht zur Verfügung stehst«, sagte ich, um die Stimmung aufzulockern, »meinst du, Catcher könnte in der Zwischenzeit eine blaue Perücke tragen?«

Eigentlich hatte Mallory blonde Haare, aber sie hatte sich schon vor geraumer Zeit dafür entschieden, sie blau zu färben. Ihr Haar war glatt und fiel ihr einige Zentimeter über die Schultern.

»Wahrscheinlich nicht. Aber du könntest ihm jederzeit damit drohen, den Kabelanschluss sperren zu lassen. Damit habe ich ihn dazu gekriegt, meine Küchenschränke zu streichen.«

»Wie geht es unserem Frauenfilm-Fan?«

»Hervorragend, weil er nicht weiß, dass du ihn so nennst.«

Wie dem auch sei, Catcher war süchtig. Wenn in einem Fernsehfilm eine unterdrückte Frau sich durchkämpfte und ihren eigenen Weg ging, dann war er völlig gebannt. Für einen muskelbepackten, bärbeißigen Hexenmeister mit einer Vorliebe für Schwertkampfkunst und einem Hang zum Sarkasmus war es eine seltsame Angewohnheit, aber Mallory tolerierte das. Ich nehme an, das ist das Einzige, was zählt.

»Ich nenne ihn nur beim Namen. Wie wäre es mit einer Pause zum Abendessen? Wir könnten Sushi essen gehen.«

»Pausen gehören momentan nicht wirklich zu meinem Alltag. Ich muss mich auf eine Menge Sachen konzentrieren. Aber du solltest vielleicht daran denken, vor dem

Schlafengehen keine Törtchen mehr zu essen.«

»Ich habe keine Ahnung, wovon du sprichst.«

»Lügnerin«, warf sie mir an den Kopf, aber in diesem Augenblick wurde ich vor weiteren Lügen gerettet. Mein Haus-Piepser, den jede Wache bei sich haben musste, fiel fast vom Nachttisch, so hektisch summte er vor sich hin. Ich beugte mich hinüber und ergriff ihn. OPER ZNTRL, war zu lesen. SOFORT.

Bedauerlicherweise ließ sich im Augenblick in Haus Cadogan »SOFORT« nur auf eine Weise übersetzen: Zeit für eine weitere Sitzung. Noch mal, mit mehr Gefühl: Zeit für *eine weitere Sitzung*. Kelley, unsere erst kürzlich zum Hauptmann ernannte Kollegin in der Wache, war ein Fan davon.

»Mallory«, sagte ich und stieg vom Bett. »Ich muss los und Hüterin spielen. Viel Glück für deine Prüfungen!«

Mallory schnaubte ins Telefon. »Glück hat damit nicht viel zu tun. Traum trotzdem was Schönes!«

Ich legte auf und war von unserem Gespräch nicht sonderlich angetan. Mir war aber auch klar, dass ich mich auf das Wesentliche konzentrieren musste. Ich hatte mich Mallory gegenüber richtig mies verhalten, als sie mitbekam, dass sie eine Hexenmeisterin war – statt sie voll und ganz zu unterstützen, hatte ich mich von meinen eigenen Problemen als Jung-Vampirin ablenken lassen. Ich musste ihr jetzt zur Seite stehen, auch wenn das im Augenblick nicht meine Lieblingsaufgabe war. Es war der falsche Zeitpunkt, sie wegen ihres Sarkasmus zurechtzuweisen. Sie war mir gegenüber sehr nachsichtig gewesen, als ich ihre Hilfe gebraucht hatte; jetzt war es an der Zeit, ihr den gleichen Gefallen zu tun.

Abgesehen davon – wir hatten ganz andere Schlachten zu schlagen.

Luc nahm seinen Job sehr ernst, aber er verfügte zum Glück über Sinn für Humor. Er brachte einen vor Witz sprühenden Kameradschaftsgeist in die Operationszentrale, verbunden mit einer Vorliebe für Jeans, einem Haufen Schimpfwörter und Beef Jerky. Luc war der große Stratege, der nie den Gesamtzusammenhang aus dem Auge verlor. Mit diesen Fähigkeiten konnte ich gut leben.

Kelley, seine Nachfolgerin, war intelligent, ausgebufft und erfahren ... aber sie war eben nicht Luc – ob nun mit Cowboystiefeln oder ohne.

Als sie ihre neue Aufgabe übernommen hatte, hatte sie ihre seidigen, langen dunklen Haare zu einem kurzen, glänzenden Bubikopf schneiden lassen. Ihre Frisur war geschäftsmäßig geworden, und genauso verhielt es sich mit der Wache des Hauses Cadogan. Unsere Terminpläne wurden voller, unsere Sitzungen formeller. Sie setzte tägliche Trainings an und verlangte von uns, am Ende unserer Schichten sofort Berichte zu schreiben. Praktisch alles in der Operationszentrale war nun virtuell; die wenigen

Papierreste, die noch vorhanden waren, wurden farblich gekennzeichnet, registriert, alphabetisiert und ständig abgeglichen. Wir erhielten Namensschilder und Zeiterfassungskarten und wurden dazu gezwungen, Erstere während unserer nächtlichen Patrouillen des Anwesens zu tragen, wegen der »Öffentlichkeitsarbeit«.

»Um ein Haus schützen zu können«, hatte Kelley gesagt, »müssen wir für die Nachbarn eine Atmosphäre des Vertrauens schaffen. Wenn sie wissen, wer wir sind, werden sie weniger dazu tendieren, Gewalt anzuwenden.«

Es war nicht so, dass ich ihr da widersprochen hätte. Aber – Namensschilder? Jetzt mal ehrlich.

Doch obwohl ich die Idee für übertrieben hielt, brachte ich keine Einwände vor. Als Ethan noch Meister gewesen war, bevor die Wache mich wieder brauchte, hatte ich den größten Teil meiner Zeit mit ihm zusammen mit Spezialaufträgen verbracht. Nun, da er nicht mehr unter uns war, war ich hierher zurückgekehrt, und Kelley war mein Chef und mein erster Ansprechpartner im Haus.

Sie war mein Chef, also würde ich mit ihr wegen Namensschildern nicht anfangen zu streiten. Außerdem war es jetzt an der Zeit, sich solidarisch zu zeigen, mit oder ohne Namensschilder. Wir hatten in letzter Zeit schon genügend Ärger gehabt.

Zu meiner Überraschung fand in der Operationszentrale keine Sitzung statt, als ich sie betrat. Ich hatte nach einer schnellen Dusche meine Cadogan-Uniform angezogen – ein schwarzes, eng anliegendes Kostüm. Lindsey und Juliet saßen an zwei der Rechner, während Kelley am Konferenztisch stand. Sie hielt ein Handy in der Hand und hatte den Blick auf das Display gerichtet.

»Was gibt's?«, fragte ich.

Kelley drehte ihr Handy wortlos zur Seite und hielt es mir hin. Auf dem Display war ein Foto zu sehen – zumindest hielt ich es für ein Foto, denn das Display war komplett schwarz, und ich konnte überhaupt nichts erkennen.

»Ich kann nicht ganz folgen.«

»Das ist der Michigansee.«

Ich sah sie verwirrt an und versuchte herauszufinden, was ich nicht mitbekommen hatte. Der Michigansee bildete die östliche Stadtgrenze. Da wir nur nachts wach waren, war der See immer schwarz, wenn wir erwachten. Ich konnte ihre Besorgnis immer noch nicht nachvollziehen.

»Es tut mir leid«, sagte ich zaghaft, »aber ich verstehe es immer noch nicht.«

Kelley nahm das Handy wieder an sich, tippte auf einige Knöpfe und drehte es wieder zu mir. Diesmal erkannte ich das Foto – es handelte sich um ein Trinkglas mit tiefschwarzem Wasser.

»Das stammt aus dem Michigansee«, erklärte sie mir, bevor ich nachfragen konnte.

»Das Internet explodiert gerade. Vor etwa zwei Stunden wurde der Michigansee komplett schwarz.«

»Und das ist noch nicht alles«, meldete sich Lindsey zu Wort und drehte sich dann in ihrem Stuhl zu uns um. »Dasselbe ist mit dem Chicago River passiert, zumindest bis zum Stadtrand. Beide, See und Fluss, sind schwarz, und es gibt keinerlei Bewegung mehr.«

Ich versuchte ernsthaft zu verstehen, was sie mir gerade mitteilten. Ich meine, ich verstand die wortwörtliche Bedeutung ihrer Aussagen, aber sie ergaben keinen Sinn. »Wie kann das Wasser einfach aufhören, sich zu bewegen?«

»Wir sind nicht sicher«, sagte Kelley«, aber wir haben den Eindruck, dass es daran liegen könnte.« Sie wechselte das Bild auf dem Display noch einmal. Eine zierliche, aber gut gebaute Frau mit langen roten Haaren und einem sehr knappen grünen Kleid war zu sehen. Sie stand auf einer Brücke über dem Fluss, die Arme ausgebreitet, die Augen geschlossen.

So ein Mädchen hatte ich schon mal gesehen – einige von ihnen, um genau zu sein. Sie sah wie eine der Nymphen aus, die die Wasserstraßen Chicagos beherrschten. Ich hatte sie kennengelernt, als mein Großvater, der der Stadt als übernatürlicher Schlichter diente, ihnen geholfen hatte, einen Streit beizulegen.

»Eine Flussnymphe«, stellte ich daher fest und beugte mich vor, um das Bild genauer zu betrachten. »Aber was macht sie mit dem Wasser?«

»Wir sind uns nicht sicher«, sagte Kelley. »Das Foto macht gerade im Netz die Runde, genau wie das vom Wasser. Wenn wir vom Zeitstempel des Bildes ausgehen, dann wurde der See schwarz, wenige Minuten nachdem sie das hier getan hat – was immer ›das‹ ist.«

Ich verzog das Gesicht. »Das ist kein besonders glücklicher Zufall.«

»Nein, ist es nicht«, pflichtete Kelley mir bei. »Vor allem nicht, wenn die Bürgermeisterin der Überzeugung ist, dass wir die Wurzel allen Übels sind.«

Der frühere Bürgermeister Seth Tate hatte sich dadurch einen Namen gemacht – zumindest, bis er angeklagt wurde –, dass er den Überblick über die übernatürlichen Verhältnisse in Chicago behalten und unsere Integration in die menschliche Bevölkerung unterstützt hatte. Er baute das Büro meines Großvaters auf, und als sich die Vampire der Öffentlichkeit präsentierten, machte er Chicago zum Maß aller Dinge, was das Schicksal der Übernatürlichen in den Vereinigten Staaten anging.

Bürgermeisterin Kowalczyk war kein Bürgermeister Tate, und sie hatte offensichtlich keinerlei Interesse daran, sich als Freund der Übernatürlichen zu vermarkten. Ihre Kampagne für die Nachwahl war nur kurz, aber ihr Standpunkt war mehr als deutlich: Chicago mochte durch Vetternwirtschaft entstanden sein, aber in Kowalczyks Amtsperiode würde sich diese Vetternwirtschaft nicht auf Vampire oder Formwandler ausdehnen. Für die Übernatürlichen gäbe es keine Sonderbehandlung.

»Als ob wir nicht schon beliebt genug wären«, murmelte ich. Als Kelley und Lindsey einen Blick tauschten, wusste ich, dass ich in Schwierigkeiten war. »Was?«

»Ich habe mir Folgendes gedacht«, sagte Kelley. »Ich weiß, dass das mit dem Wasser eigentlich nicht unsere Sache ist, vor allem nicht, wenn die Nymphen darin verwickelt sind. Ich bezweifle stark, dass irgendein Vampir daran beteiligt ist, und ich gehe davon aus, dass das Büro des Ombudsmanns seine Leute darauf ansetzen wird, richtig?«

»Das ist absolut möglich, ja.«

»Aber wir Vampire sind für die Öffentlichkeit die Übernatürlichen«, sagte Kelley. »Die Öffentlichkeit weiß nur von uns und den Formwandlern, und Gabriel sorgt dafür, dass sie sich erst mal bedeckt halten. Wenn die Leute anfangen auszuflippen ...«

»Werden sie das uns anhängen«, beendete ich den Satz für sie. Ich zupfte am Saum meiner Jacke, denn ich war plötzlich sehr nervös. »Was soll ich deiner Meinung nach tun?«

»Rede mit deinem Großvater! Finde heraus, was er weiß, und geh dann nach Downtown! Sieh dich um und hilf dem Büro des Ombudsmanns, so gut du kannst. Am besten, ohne damit in der Öffentlichkeit Panik auszulösen oder die Politik auf uns aufmerksam zu machen.«

»Was ist mit euch? Dem Haus? Wenn ich draußen unterwegs bin, hat die Wache noch weniger Leute?«

Sie schüttelte den Kopf. »Es wird kein Haus mehr geben, wenn die Bürgermeisterin einen Grund hat, uns ans Kreuz zu schlagen.« Sie dämpfte ihre Stimme und sah mich verständnisvoll an. »Ich habe nicht daran gedacht, dich vorher zu fragen – ist das für dich in Ordnung? Du hast das Haus nicht wirklich verlassen, seit ... nun ja.«

Seit Ethan, wollte sie sagen.

Als ich das Haus das letzte Mal für einen richtigen Einsatz verlassen hatte, waren am Ende zwei Vampire gestorben und nur einer hatte es verdient. Ich war mir durchaus bewusst, wie verängstigt ich noch war. Der Schmerz war immer noch da, die Angst, ich könnte versagen und damit das Leben eines weiteren Kameraden riskieren. Die Tatsache, dass sich bereits ein negativer Vermerk in meiner Akte befand, weil ich über Celina Recherchen angestellt und damit das Greenwich Presidium verärgert hatte, munterte mich auch nicht gerade auf.

Luc hatte mich darauf hingewiesen, dass Ethan nicht gepfählt worden war, weil ich meine Aufgaben vernachlässigt hatte, sondern weil er sich einer mit Drogen vollgepumpten Vampirin in den Weg gestellt – und dabei den Pflock abgefangen hatte, der für mich gedacht gewesen war. Dieser Hinweis hatte mir nur leider auch nicht dabei geholfen, mein Gewissen zu beruhigen oder es wieder versuchen zu wollen.

Kelley war äußerst geduldig gewesen und hatte mich auf dem Anwesen Hüterin sein lassen, anstatt mich in die große, weite Welt zurückzuschicken. Diese Regelung hatte auch